

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Correspondenzblatt für die Ärzte und Apotheker des Großherzogthums Oldenburg

Oldenburg, 1.1860/61,1(1.Mai) - 4.1866,5[?]

Nr. 18. (1. August 1861)

urn:nbn:de:gbv:45:1-8450

CORRESPONDENZ - BLATT

für die

Ärzte und Apotheker

des

Grossherzogthums Oldenburg.

1861.

Nr. 18.

August 1.

Erscheint monatlich in $\frac{1}{2}$ —1 Bogen. Preis des Jahrganges 4 Thlr. incl. Postgebühr.
Passende Beiträge beliebe man an die Redaction zu schicken.

Reisebericht aus Karlsbad.

Karlsbad, den 13. Juli 1861.

Wenn ein stiller Bewohner des Flachlandes, der seine heimatlichen Kartoffelfelder nie verliess, plötzlich über Nacht nach Karlsbad versetzt würde, so könnte ich es ganz natürlich finden, wenn er sich in eine ungeheure Hexenküche gebannt glaubte. Dieser tiefe Thalkessel mit dem siedend heissen, ewig pulsirenden, dampfenden Sprudel auf seinem Grunde, dem Hauptschornstein der tief unterirdisch brauenden Feuer-gewalten, die ausserdem noch viele Nebenquellen, selbst mitten im Fluss-bette, der kleinen Karlsbad durchströmenden Tegel nach oben entsenden, dazu die unheimlich wogende, sich drängende Menschenmasse, viele mit gelben, tiefkrank aussehenden Gesichtern, in allen möglichen Sprachen durcheinander redend, in allen Trachten der verschiedenen Nationalitäten gekleidet, das Alles macht anfangs einen betäubenden, sinn-verwirrenden Eindruck. Man befindet sich in der That in einem verzauberten Thal, dessen bewaldete, schroff aufsteigende Felseneinfassung unsern gewohnten weiten Horizont ungemein verengt und zusammenzieht, wir sind gebannt, festgehalten von den Feuerkobolden der Tiefe und folgen blindlings dem allgemeinen Gewühle.

Sind wir doch ein berechtigter, integrierender Bestandtheil dieses Menschenknäuels und stehen mit deutlichen Buchstaben in der Karlsbader Curliste verzeichnet. Bis jetzt zählt dieser Orden etwa 4000 Partheien mit 6000 Personen auf, von denen noch 2100 Partheien hier anwesend sind, da die übrigen bereits die Cur beendet und Karlsbad verlassen



haben. Ueber die Frequenz dieses Weltbades verdanke ich den Mittheilungen des Herrn Forster, k. k. Obercommissair hieselbst Folgendes:

Die Zahl der im Jahre 1860 in der Curliste namentlich angeführten hier gewesenen Curgäste beträgt:

6366 Partheien mit
8975 Personen.

Ausserdem wurden in den hiesigen Spitälern und zwar:

im Militairbadehause . 88 Personen,
im Fremdenspitale . 155 „
im Israelitenspitale . 60 „

unentgeltlich verpflegt, daher die Curgäste in Summa 9278 Personen betragen.

Vor 100 Jahren, im Jahre 1760 betrug die Frequenz 162 Partheien, im Jahre 1810, also vor 50 Jahren wurde zum ersten Male die Höhe von 1000 Partheien erreicht, die Frequenz betrug 1255 Partheien, bis sie im vorigen Jahre auf 6366 stieg.

Bis incl. 1849 hat dieselbe nur 4 Mal die Zahl von 3000 Partheien erreicht, im letztverflossenen Decennium jedoch betrug der Besuch stets weit über 4000 Partheien, bis derselbe im vorigen Jahre sein Maximum erreichte und auch in diesem Jahre ein ähnliches Ergebniss zu erwarten steht, da bis jetzt schon über 4000 Partheien mit 6000 Personen gemeldet sind.

Darnach berechnet sich der Durchschnitt in den letzten 10 Jahren auf 5000 Partheien jährlich.

In die Curliste werden nur Personen aufgenommen, welche wirklich zur Cur hierkommen, nicht, wie wohl in anderen Badeorten gebräuchlich, blosse Passanten, welche sich oft nur 24 Stunden, oder noch kürzere Zeit aufhalten.

Karlsbad ist ein Bad, welches wirklich zur Cur benutzt wird und dessen Quellen in der That eine brillante Wirkung zu leisten im Stande sind, daher kein Vergnügungsort. Bei weitem die grössere Mehrzahl der Fremden beobachtet bei ihrer Cur eine Consequenz und einen löblichen Ernst, der sich die Befolgung der minutiösesten Curregeln nicht verdrissen lässt. Die Patienten tragen im grossen Ganzen ein wenigstens ähnliches Gepräge, man sieht vorwiegend Leber- und Unterleibskranke. Karlsbad ist für das ganze Abdominalreich geschaffen, seine Quellen führen Jahrhunderte lang eine siegreiche Fehde gegen die mannigfaltigen Unordnungen und Revolutionen der Unterleibs-Provinzen, der Leber, der Milz, des Darmcanals, sie säubern die grossen Heerstrassen des Säfteverkehrs von gefährlichen Anschoppungen, sie fegen die durch Ueppig-

keit und Wohlleben erzeugten trägen Infärete weg und stellen überall das gestörte Gleichgewicht wieder her. Daher sieht man hier keine hektischen Bleichgesichter, sondern mehr volle, roth und gelb angelaufene Physiognomien, namentlich gelben Teint in allen Schattirungen, von der blassen Citronenfarbe bis zum Bronze Gesicht der Addison'schen Krankheit, es begegnen uns nicht eingesunkene, vorwärts gebeugte Gestalten, sondern stattliche Dickbäuche auf kurzen, gedrunghenen Beinen mit weingerötheten Nasen, mancher kleine Vitellius mit üppigem Stiernacken, mancher Staatsmann, mancher Gelehrte mit blühender Hämorrhoiden-Vegetation, der sauer errungenen Frucht jahrelanger Berufstreue. So hat auch das schöne Geschlecht hier im Allgemeinen gerundete, volle Formen, die durch die jetzige moderne Tracht nicht selten bis ins Ungeheuerliche verbreitert erscheinen, stolze Gestalten mit etwas verschwommenem Blick und elegant nachlässiger Haltung. Das Gedränge an den Quellen beginnt schon in den frühen Morgenstunden, Jeder eilt mit seinem Becher in der Hand den verschiedenen Brunnen zu, lässt sich füllen und promenirt nach dem Trunke langsam weiter, um das Wasser gehörig zu verarbeiten. Da sämmtliche Quellen mitten im Orte selbst entspringen, so ist das Gewoge auf den Strassen wirklich imponirend, ein buntes Durcheinander der verschiedensten Nationalitäten und Trachten, ein Gesumme der mannigfaltigsten Mundarten und Sprachen. Sehr zahlreich scheinen die edlen Magyaren und ihre Stammesverwandten und Leidensgenossen die Croaten, Serben, Polacken etc. vertreten zu sein, überall begegnen uns diese Herren in dem unvermeidlichen Nationalkostüm, dem hochkrämpigen Czikos-Hut, dem betressten Rock, den hochhinaufreichenden Stiefeln mit keck gedrehtem Schnurrbart und stolzen Mienen. Die Polen tragen noch immer ihren Weltschmerz mit sich herum und trauern mit umflorten Hüten, ja die Damen selbst mit einer Garnitur von kleinen schwarzen Totenköpfen an den Kleidern, — armes Polen! Alles ist ihm geraubt, nichts hat ihnen der grausame Czaar gelassen und sind sie gezwungen, anderswo zu trauern, da ihnen daheim die öffentliche Kundgebung ihres Schmerzes verboten ist, eines Schmerzes, der sie Alles Andere, selbst die Zahlung des ärztlichen Honorars bisweilen vergessen lässt, wie mir ein hiesiger sehr achtungswerther College erzählte, der in diesem Punkte bittere Erfahrungen gemacht hatte! — Auch der polnische Jude ist hier gegenwärtig reichlich vertreten, überall sieht man diese wunderlichen Gestalten in ihren schwarzen Langröcken, vor jedem Ohre eine scheussliche Schmachlocke, die sich wie ein Aal unter dem schmierigen Filzdeckel hervorringelt, — ein garstiges Bild. —

Von den Russen, welche in grosser Zahl zur Cur hier anwesend



sind, tragen viele berühmte Namen und sind sehr distinguirte Persönlichkeiten. Ich nenne nur den Fürsten Gortschakoff II., den General Sass, Schuwaloff, die Fürstin Trubetzkoi, die Gräfin Tolstoi, Kisseleff etc.

In der That liesse sich aus allen Ländern hier eine ausgewählte Gesellschaft hochstehender Persönlichkeiten zusammenfinden, die hohe und niedere Aristokratie, Staatsmänner, Gelehrte, Litteraten, der hohe und niedere Clerus, alles hat hier seine Vertreter. Mit eigenthümlichen Gefühlen las ich auch den Namen Georg Herwegh in der Curliste, der Arme, -- wer ein solches Meer von Galle über die Welt ausgegossen, der muss eine für Karlsbad reife Leber haben! — —

Eine Hauptrolle spielen hier die Aerzte, deren Thätigkeit während der Saison in nicht geringem Grade in Anspruch genommen wird. Es praktiziren hier nach den freundlichen Mittheilungen des schon oben erwähnten Herrn Obercommissairs mit Einschluss des landesfürstlichen Brunnenarztes 20, sage zwanzig Brunnen- und Badeärzte, unter denen einer (Dr. Porges) Homöopath und ein zweiter (Dr. Klauber) Zahnarzt. Von diesen leben 11 das ganze Jahr hindurch in Karlsbad, während die anderen nur zur Saison hierher kommen und den Winter theils in Wien, theils in Prag verbringen. Fast alle fahren in eleganten Equipagen, sie fliegen mit Windeseile durch die Gassen und mehre haben die Wagenthüren ausgehoben, um nicht jedesmal öffnen und schliessen zu müssen und damit die so kostbare Zeit zu verlieren. Die am meisten beschäftigten sind überdies in den Morgenstunden bis 8 oder 9 Uhr an den Quellen zu finden, wo sie ihre bestimmten Standorte haben und einen grossen Theil der Patienten abfertigen. Unsere Collegen sind grossentheils tüchtige, auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft stehende Persönlichkeiten, doch kann es bei dieser grossen Concurrenz nicht ausbleiben, dass auch die Wucherpflanze der Charlatanerie hier üppig vegetirt und einzeln unangenehm berührt. Ich war kaum eine Viertelstunde hier, als sich mir schon ein solcher Sprudelpriester vorstellte, mir auseinandersetzte, wie nöthig es für sämmtliche Curgäste sei, sich einem genau mit der Wirkung der Quellen bekannten Arzte anzuvertrauen und wie es ihm ausserordentlich schmeichelhaft sein würde, mich in die Geheimnisse der Sprudelwirkungen einzuweihen und mir stets rathend und orientirend zur Hand zu gehen. Ohne den Beirath eines geschickten hiesigen Arztes könnten Karlsbads Quellen zum Giftbecher werden und sei es unendlich zu beklagen, dass wenigstens $\frac{1}{4}$ der Curgäste sich der ärztlichen resp. seiner Hülfe nicht bedienten. —

Der jährliche Ertrag eines hiesigen beschäftigten Arztes beläuft sich nach sicheren Mittheilungen in guten Jahren als Maximum auf 8—12000 fl. (gegenwärtig nach unserm Gelde 4—6000 ₰). Die Mehrzahl bringt es



dagegen lange nicht so weit, obgleich sie alle hinreichende Beschäftigung haben.

Es gehört etwas Routine und Combinationstalent dazu, um Arzt in Karlsbad sein zu können, da die hier befindlichen heilenden Agentien so mannigfaltiger Natur sind, dass zweckmässige Variationen und Modificationen nothwendig erscheinen. Bekanntlich unterscheiden sich die zahlreichen hiesigen Quellen nur durch ihre verschiedene Temperatur, chemisch haben sie so ziemlich dieselbe Zusammensetzung. Für robuste, zähe Naturen ohne Anlage zu Kopfcongestionen wählt man den heissen Sprudel, macht er „Wallungen“ und führt er nicht ab, so lässt man Sprudelsalz zusetzen oder die kühleren Brunnen trinken. Sind die Athmungsorgane afficirt, so trinkt man Schlossbrunnen, — Marktbrunnen und Felsenquelle wirken vortheilhaft bei „Digestionsstörungen“, Theresienbrunnen bei „Schwindel“. Dazu kommt dann noch die Application der Sprudelbäder, der Moorbäder etc. Die einzelnen Indicationen zu all diesen Curmitteln aufzustellen, ist Sache des individualisirenden, dirigirenden, umsichtigen Badesarztes.

Spitäler giebt es drei in Karlsbad, nämlich das Militairbadehaus, welches seine Entstehung und seinen jetzigen Stand vor allen den rührigen und thätigen Bestrebungen des k. k. Brunnenarztes Dr. v. Hochberger zu verdanken hat, ferner

das Fremdenspital, in welchem Kranke ohne Unterschied der Nationalität unentgeltlich verpflegt werden, endlich

das Israelitenspital, unter gleichen Bedingungen wie Nr. 2.

Beide letzteren werden durch freiwillige Beiträge und wohlthätige Spenden unterhalten. —

Die Karlsbader Quellen werden auch versendet, die Zahl der Krüge betrug im Jahre 1856 — 115,000, 1860 — 197,202.

Der Export geht bis nach Amerika und Ostindien.

Apotheken sind zwei, in welchen während der Saison der Handverkauf übrigens die Receptur übersteigt.

Die Litteratur über Karlsbad ist sehr gross und noch fortwährend im Zunehmen begriffen, da die Aerzte sich noch stets gedrungen fühlen, ihre Erfahrungen und Beobachtungen über die Heilkraft der Quellen in besonderen Schriften dem ärztlichen wie dem Laien-Publikum vorzulegen. Das neueste Opus dieser Art, der Karlsbader Cur-Katechismus (von einem Arzte verfasst) enthält einige so reizende Stellen, dass ich nicht umhin kann, Ihnen Proben davon mitzutheilen. So z. B. heisst es S. 61 von den Leberkrisen: „die charakteristischen, gelblich-schaumigen Stühle seien als eine Art Vomitus, ein Erbrechen der Leberzellen anzusehen, wobei dieselben durch den erregenden Einfluss des Wassers auf das Lebernervensystem ihre



krankhaft abgelagerten Stoffe ausstießen.“ — Vom Leberkrebs heisst es S. 69: „Mehr bei Frauen in vorgerückten Jahren ohne bestimmten Grund, ist die meist lebensgefährliche Krankheit dennoch heilbar, wie Prof. Oppolzer einen merkwürdigen Fall von einem Kavallerieoffizier erzählt, der aus eigenem Antriebe nach Karlsbad ging und dort gleichsam geheilt ward, u. s. w. — S. 161 steht auch ein Gedicht auf die König-Ottoquelle in Giesshübel, anscheinend vom Verfasser selbst, worin die Strophen vorkommen:

Der wahre Kranke, der zum wahren Wohl
Die ächte Quelle der Genesung will,
Der geht dahin, wohin er gehen soll,
In Hygieas Reich, entlegen still. —
Zum trauten Ort der Urkraft der Natur,
Wo sprudelnd Gas selbst stärkend Eisen giesst
Am Hübel dort, wo unentwehte Spur
Aus Baum wie Quell stets reines Leben spriesst.
Wenn schleim'ger Athem von dem Qualm der Städte —
Wenn bleiches Siechthum von gesperrtem Raum —
Wenn der Ernährer krank in Schlauch wie Kette
Die schweren Uebel zeugt, zu zählen kaum; — u. s. w.

Wer Unsinn und Schwalst lesen mag, braucht hier nicht weit zu gehen, alle Felsenwände sind voll von Inschriften, welche unter vieler Spreu der Weizenkörner nur wenige bergen. Es sind Votivtafeln in allen Sprachen, hier aufgeschrieben von dankbaren Curgästen aller Nationen, sprechende Denkmäler, den heilenden Quellen zu Ehren errichtet, wohl nicht ganz ohne die geheime Nebenabsicht, den eigenen Namen auf diese billige Weise der Nachwelt zu überliefern. Nichts destoweniger haben diese Inschriften etwas Rührendes, da sich in den meisten ein tiefempfundener Dank für die erhaltene Genesung ausspricht und auch die romantische Lage des weltberühmten Bades hier in poetischer Weise gefeiert wird; — der Einwirkung einer so erhebenden Natur, wie sie Karlsbad umgiebt, kann sich schwerlich Jemand ganz entziehen.

Es bleibt mir noch übrig, Ihnen über die äussere Physiognomie Karlsbads als Stadt das Nöthige zu berichten. Da es ganz für Curgäste eingerichtet ist, so trägt jedes Haus einen besonderen Namen, eine Bezeichnung, welche ihm den Charakter eines Gasthofes verleiht. Diese Häusernamen sind allen möglichen Gebieten entlehnt, die Götter Griechenlands sind so gut vertreten als die heilige Jungfrau, das Thierreich, das Pflanzenreich, Länder und Völker, alle Herrscher Europas, Berge und Thäler, Seen und Flüsse, die Erzeugnisse der prosaischen Industrie wie des phan-

tastischen Fabelreichs haben ihre Vertreter an den Häusern Karlsbads. Da giebt es eine Wohnung zum Jupiter, zum Vulcan, zum englischen Gruss, zum Wallfisch und einigen Dutzenden sonstiger Ungeheuer, zur Melone, zur Ananas, zu zwei Ketten, zu zwei Eichen, drei Forellen, drei Glocken, drei Husaren, zwei Ungarn, zwei blauen Löwen, drei Schwalben, drei Staffeln, u. s. w. Da findet man ein Haus zur Cactus, zur Ceder, zum Chronometer, zur guten Hoffnung, zum Meerfräulein und zum Erzherzog Stephan, zum Kaiser von Russland und zur Sklavin, zum guten Hirten und zum Auge Gottes. Die Karlsbader selbst sind sehr höfliche Leute, geschliffen durch den täglichen Verkehr mit dieser Unzahl von Fremden, sie stellen im Allgemeinen die Preise im Verhältniss zu dem grossen Rufe des Curortes nicht zu hoch und bemühen sich, den Gast in jeder Beziehung zufrieden zu stellen. Der Kaffee ist vorzüglich, das Brod desgleichen, der Wein mittelmässig, das Bier schlecht, Taback und Cigarren — österreichisch. Ganz fatal ist das Wort curgemäss, ein ungeheurer Schild, eine undurchdringliche Rüstung, unter welcher alle Gegenstände, wenn sie auch noch so mittelmässig, noch so schlecht sind, jedem Angriffe siegreich widerstehen. Ein relativ Gesunder, der nicht der Cur wegen hier ist, ist ein wahrer Sklave dieses Wortes curgemäss. Der gewöhnliche Mittagstisch, über welchen von vielen Seiten bittere Klage geführt wird, ist eben curgemäss, baierisches Bier ist nirgends zu haben, es ist nicht curgemäss, eine Flasche Rheinwein kostet schweres Geld und ist obendrein ausserordentlich mittelmässig, sie ist natürlich nicht curgemäss und so eine Menge Gegenstände, die man schmerzlich entbehrt. Mit den Abenden ist man vollends übel daran, denn um halb 10 Uhr legt sich die ganze Gesellschaft höchst curgemäss zu Bett und um 10 Uhr ist die ganze Stadt wie ausgestorben, so dass man nicht einmal für nothwendig befunden hat, Gasbeleuchtung einzuführen, sondern die alten Oellaternen noch lange gut sind. Um aber wirklich zu erfahren, was denn eigentlich curgemäss ist, muss man das zahlreiche Publikum fragen, denn ein vernünftiger Arzt kann in diese althergebrachten Ueberlieferungen keinen Sinn hineinbringen. Butter auf Brod gestrichen z. B. ist entsetzlich schädlich, — an Speisen aber oder zur Bratensauce ist sie ein unschuldiges Nahrungsmittel; ein Stückchen Käse ist reines Gift, — ein zum grössten Theil aus coagulirtem Eiweiss bestehender mit Butter gebackener Pfannkuchen dagegen durchaus nicht curwidrig; frische Erdbeeren mit Zucker bei Leibe nicht, wohl aber, wenn man kochend heisses Wasser vorher darüber gegossen. Das ist auch ein Stück Volksmedizin, der wir uns nun einmal nicht ent schlagen können und die wir still-

schweigend zugeben müssen, denn vox populi vox dei. Der Arzt, welcher die feinsten Nuancirungen in der Wahl der curgemässen Speisen zu treffen weiss, ist und bleibt der gescheidteste. —

Sie sehen, Karlsbad bietet Schönes in reichster Abwechslung, aber auch pikante Nebendinge genug dar, um sich einige Wochen hier umhertreiben zu können. Aber auch nicht länger! Es gehört ein guter Magen dazu, um dieses Gewühl, dieses Getreibe länger auszuhalten, es hat etwas Betäubendes und kommt man schliesslich in ein sterbefauls Bummelleben hinein, wo man in der That eine unbezwingliche Sehnsucht nach den heimathlichen Fluren an den Ufern der stillen Hunte empfindet. Nichts wie Fels und Thal, aromatische Luft, herrliche Spaziergänge, schöne elegante Menschen, — keine Heide, kein Moorrauch, weder Klein noch Geest, es ist schrecklich! — Tapphorn.

Vergiftung durch Opium?

(Schluss.)

Nachdem durch die chemische Untersuchung nachgewiesen, dass Morphium, — nach mündlicher Aussage etwa $\frac{1}{2}$ Gran — welches entweder als solches, oder als Opium in den Körper gelangte, vorhanden war; wurden gerichtsseitig folgende 3 Fragen zur Beantwortung vorgelegt:

1. „Welche Quantität Opium, bez. Morphium, ist erforderlich, nach der aus den Akten sich ergebenden körperlichen Beschaffenheit den Tod herbeizuführen?“
2. „Ist das in der Leiche aufgefundenene Morphium während des Lebens, und, wenn dies der Fall, wie lange vor dem Tode in den Körper gekommen?“
3. „Ist der Tod nach Maassgabe des in dem Körper aufgefundenenen Morphium-, bez. Opium-Vergiftung erfolgt oder nicht?“

ad 1.

Wie es überhaupt wohl sehr schwer ist, selbst im konkreten Fall von dieser oder jener Substanz mit Sicherheit zu behaupten, dass sie, in einer bestimmten Gabe dem Organismus einverleibt, als Gift auf denselben einwirke, in einer geringern Gabe nicht: so ist dieses gewiss

auch mit dem Opium und seinen Verbindungen der Fall, und zwar um so mehr, da es nicht allein von den Aerzten sehr häufig in krankhaften Zuständen verordnet, sondern ebenfalls nicht ganz selten, wie Chinin und andere Substanzen ohne ärztliche Verordnung aus den Apotheken verabreicht wird, mithin viele Individuen existiren, welche, mehr oder minder an den Gebrauch von Opium gewöhnt, grössere Dosen desselben ohne allen Nachtheil vertragen lernen, die für Andere vielleicht tödtlich gewesen sein würden.

Wir können hier nicht alle jene Krankheiten anführen, welche sowohl Aerzte, wie die Kranken selbst veranlassen, Opium oder seine Präparate zu geben und zu nehmen, sondern heben hier nur hervor, dass es vorzüglich eine Legion schmerzhafter Zustände, Ausleerungen u. s. w. sind, in denen Aerzte und Kranke zum Opium greifen, dass eine eigenthümliche Modification des Cerebral-Nerven-Systems dem Arzt oft das Recht giebt, Opium und seine Präparate als Antidotum gegen das Alcohol-Gift in Gaben dem Erkrankten zu geben, die sonst vielleicht als Gift wirken würden, dass, wenn auch selten, auch in unserm Lande Leute existiren, die sich dem Opium-Essen hingeben. *)

Weder die Akten, noch die darüber angestellten Nachforschungen ergaben, dass in unserm Fall je von einem Arzte Opium gegeben, oder selbstständig genommen, durch häufigeren Gebrauch die Empfänglichkeit dafür gemindert wurde, sie stellen vielmehr fest, dass die Frau L. längere Zeit hindurch kränklich, reizbar war, dass sie, von Hause aus schwächlich, Schädlichkeiten weniger Widerstand entgegensetzen konnte, in Folge dessen wir mit Recht behaupten zu können glauben, dass eine Quantität Opium, bez. Morphinum, wie sie jeden kräftigen, erwachsenen, nicht an Opium-Gebrauch gewöhnten Menschen tödten würde, ganz sicher den Tod der Frau L. herbeiführen musste.

Wenn nun auch, wie Christison behauptet, 4 Gran Opium hinreichen sollen, bei einem erwachsenen Menschen den Tod herbeizuführen — cf. Professor Kraemer gerichtl. Medicin Braunsch. 1850, S. 466 — so glauben wir in diesem Fall 40 Gr. Opium, oder da Opium etwa $\frac{1}{10}$ Morphinum enthält, 4 Gran Morphinum als die Gabe bezeichnen zu müssen, die bei der körperlichen Beschaffenheit der Frau L. fähig gewesen wäre, ihren Tod herbeizuführen.

*) In der Apotheke zu F. habe ich einen jungen Gehülfen gekannt, der dem Opium-Genuss tagtäglich bis zur Berausung huldigte, und welcher diesem Triebe so unwiderstehlich folgte, dass die vernünftigsten Vorstellungen nicht fruchteten, sondern derselbe entlassen werden musste.



ad 2.

Was die Beantwortung des ersten Theils der zweiten Frage: „ob das im Magen gefundene Morphium während des Lebens in den Körper der Frau L. geführt sei?“ anbelangt, so glauben wir dieselbe ganz unbedingt bejahen zu müssen, da es fast zu den Unmöglichkeiten gehört, in den Magen einer Leiche ohne sichtbare äussere Spuren, und ohne die complicirtesten Apparate, die durch den Mund und die Speiseröhre hindurchführen müssten, Morphium hineinzubringen, insbesondere da auch Spuren von Morphium im Zwölffingerdarm nachgewiesen wurden.

Die Beantwortung des zweiten Theiles der zweiten Frage anlangend, gehen aus den Akten folgende Data hervor:

Am 12. Sept. besuchte Herr Dr. St. die Frau L.; fand sie ausserhalb des Bettes, giebt in seiner Aussage kein Symptom an, welches auch nur im Geringsten auf eine Opium-Vergiftung hindeutete, bezeugt namentlich, dass er sie durchaus nicht in einem auf Sopor hindeutenden Zustande gefunden. Ferner sagt Herr St. gerichtlich aus, dass der krankhafte Zustand der Frau L., den er für einen Bronchial-Catarrh erklärt, bis in den 4ten Tag hinein, also bis in den 16. September hinein gewährt habe.

Nach Aussage der Zeugin M. sprach die Frau L. in den beiden letzten Tagen ihres Lebens, also am 17. und 18. Sept. gar nicht mehr, es habe ihr geschienen, als wenn die Zunge gelähmt gewesen sei. Der gewichtigste Zeuge während des Lebens der Frau L., Herr Dr. G., besuchte die Kranke am 18. Sept. Er fand die Frau L. in einem tief soporösen Zustande, an sie gerichtete Fragen beantwortete sie nicht, Anforderungen, die Zunge zu zeigen, kam sie nicht nach; die Pupillen waren nicht erweitert, Zunge und Lippen ziemlich feucht, der Puls machte 100 Schläge, der Unterleib weich, nicht schmerzhaft, die Brustorgane nicht wesentlich erkrankt. Nach genommener Durchsicht der bis dahin von den Aerzten der Frau L. verordneten Mittel, welche ergaben, dass schon mehrere Anfälle von Remittens Statt gefunden hatten, und unter Berücksichtigung der herrschenden, Recidive sehr häufig mit sich führenden, Malaria-Epidemie erklärte Herr Dr. G. den Zustand, wie es gewiss jeder Arzt gethan haben würde, für Remittens comatosa, wir halten jedoch dafür, dass die von Herrn Dr. G. angegebenen Symptome die Möglichkeit einer Opium-Vergiftung nicht ausschliessen. *)

*) Es wird beabsichtigt, da es hier zu weit führen würde, in der Folge einen Versuch zur Beantwortung der Frage in diesen Blättern niederzulegen: „Ob überhaupt, und wodurch der Arzt im Stande ist, eine Opium-Vergiftung von einem Anfall der Remittens oder Intermittens comatosa zu unterscheiden.“

Oben angegebenen Daten zufolge müsste das Opium, resp. Morphinum, Abends am 16. Sept., oder in der Nacht vom 16. auf den 17. Sept. in den Körper der Frau L. gekommen sein.

ad 3.

Aus den Akten geht hervor, dass die Frau L. seit Juli 7. 1859 am Klimafieber litt, dass sie fortwährend in ärztlicher Behandlung war, und von dieser Zeit an bis zum 17. Aug. 2 Dr. und 50 Gran Chinin in für die Krankheit passenden Dosen bekam. Obwohl im Allgemeinen das Klimafieber im Sommer 1859 in sehr milder Form auftrat, höchst selten in der Form von Remittens comatosa tödtlich endete, zumal bei Individuen, die ärztlich mit Chinin vernünftig behandelt wurden, so wollen wir doch zugeben, dass in dem Zeitraum von Aug. 17. bis Sept. 18. eine Remittens comatosa sich ausbildete, und der Tod dadurch erfolgen konnte. Wegen zu weit vorgeschrittener Fäulniss war die Obduction nicht im Stande, in der Leiche Veränderungen nachzuweisen, denen man die Ursache des Todes hätte zuschreiben können. Allerdings konstatarie dieselbe eine Vergrößerung der Leber und namentlich der Milz, allein dies sind Zustände, die in unserm Klima, fast nach jedem Fieber sehr häufig auftreten, ohne dass für das Leben Gefahr daraus entspringt. Und ist Letzteres der Fall, so nimmt eine solche Krankheit einen ganz andern Verlauf als bei der Frau L. der Fall war, so wie ebenfalls der Tod unter ganz andern Erscheinungen eintritt. Auch die in der Gallenblase gefundenen Gallensteine bringen, wenn sie zum Tode führen, ganz andere Symptome hervor. Die aus der Obduction hervorgehende Thatsache, dass das Gehirn allen andern Organen in der Fäulniss vorausgeschritten war, scheint auf einen vermehrten Blutzufluss während des Lebens zum Gehirn hinzudeuten, ein Umstand, der in Folge von Remittens comatosa, aber nicht weniger von Opium-Vergiftung eintritt.

So ergab die Obduction Nichts, welches uns irgend in den Stand gesetzt hätte, Licht über die Art des Todes zu verbreiten, allein die folgende chemische Untersuchung wies ganz bestimmt einen Körper im Magen und Zwölffingerdarm der Leiche nach, der niemals auch nur in der geringsten Quantität als normaler Bestandtheil des menschlichen Körpers in demselben vorkommt, und welcher in genügender Gabe einverleibt, als giftige Substanz den Tod bewirkt.

Hier kommt es nun darauf an, nachzuweisen, ob diese Substanz, das Morphinum, in solcher Quantität dem Körper einverleibt wurde, dass sie den Tod hervorbrachte, oder nicht.

Der Tod der Frau L. erfolgte Abends Sept. 18. Die chemische



Untersuchung des Magens und Zwölffingerdarms nahm ihren Anfang am 19. October, so dass ein Zeitraum von 32 Tagen dazwischen liegt. Bis zum 24. Septbr., dem Tage der Beerdigung, stand die Leiche 6 Tage über der Erde, bis zum 8. Octbr. — der Obduction — lag dieselbe 14 Tage im Grabe, und war schon bis dahin, wie das Obductions-Protokoll nachweist, sehr stark in Fäulniss übergegangen. Letztere hatte in den 11 Tagen bis zum 19. Octbr., wo die chemische Analyse ihren Anfang nahm, einen so hohen Grad erreicht, dass sämtliche Organe zersetzt, in einen Brei verwandelt waren. Durch die chemische Analyse wurde trotzdem eine Quantität Morphinum in Krystallform, nach mündlicher Aussage der Sachverständigen $\frac{1}{2}$ Gr., dargestellt.

Wenn wir nun auch einerseits die allmälige Zersetzung des Morphinum in seine Elementarbestandtheile vertheilt in einem faulenden Vehikel in Zahlen mit Bestimmtheit nicht auszudrücken vermögen, so ist dieselbe nach allen von Orfila u. A. damit gemachten Versuchen eine sehr starke, und muss ohne Zweifel beim eben erfolgten Tode der Frau L. eine viel bedeutendere Quantität Morphinum im Magen derselben vorhanden gewesen sein, als darin gefunden wurde; andererseits wirkt wiederum das Morphinum nach zahlreichen Versuchen von Fontana, J. Müller u. A. nur durch Uebergang ins Blut, Narkotisirung desselben, und dadurch bedingte Affection des Gehirns, und nicht, wie viele andere Gifte, durch sofortige Zerstörung der mit ihnen in Berührung gebrachten Gebilde, so dass hiernach also nicht die gefundene Quantität Morphinum als die vergiftende Substanz — dieselbe muss längere Zeit während des Lebens im Magen sich befunden haben, da die Frau L. längere Zeit vor ihrem Tode Nichts mehr zu sich nahm — sondern nur als der Rest derselben, welcher nicht mehr absorbirt wurde, zu betrachten ist. Leider ergab die Obduction eine völlig entleerte Blase, und konnte die chemische Analyse nicht auf andere Organe als Magen und Darm ausgedehnt werden, und so können wir nicht mit apodiktischer Gewissheit die Resorption des Giftes behaupten, jedoch als die grösste Wahrscheinlichkeit darstellen, da die Frau L., die in den letzten beiden Tagen vor ihrem Tode, also am 17. und 18. Septbr. nichts zu sich nahm und nehmen, also auch kein Morphinum bekommen konnte, dasselbe mithin vorher, etwa am 16. spät, erhielt, nach der gerichtlichen Aussage des Dr. St. an diesem Tage durchaus nicht so wesentlich erkrankt war, dass eine Lähmung des Tractus intestinorum, Resorptions-Unfähigkeit der in den Magen gebrachten Substanzen schon damals vorausgesetzt werden kann.

Fassen wir noch einmal die hier angegebenen und andere aus den Akten hervorgehende Thatsachen und Umstände zusammen: so können wir,

wenn der 2 Tage vor dem Tode der Frau L. eingetretene comatöse Zustand,

die den Frauen, welche die Leiche ankleideten, aufgefallene Wärme lange nach dem Tode,

das lange Ausbleiben der Todtenstarre, der mit den andern Organen in keinem Verhältniss stehende Fäulnisgrad des Gehirns,

den durch Morphinum oder Opium erfolgten Tod auch nicht beweisen, ebenso wenig jedoch denselben ausschliessen,

wenn wir auch das Fehlen eines sichern Anhaltpunktes über die Todesursache unberücksichtigt lassen,

gestützt auf die chemische Untersuchung, welche den sichern Beweis lieferte, dass Morphinum im Magen der Frau L. vorhanden, ohne dass ein Arzt es verordnet,

gestützt auf die Erfahrung, dass Morphinum in faulenden Substanzen suspendirt, bald zersetzt wird, also eine bedeutendere Quantität Morphinum in den Körper der Frau L. hinein kam, als darin gefunden wurde,

gestützt endlich auf die grosse Wahrscheinlichkeit, dass eine Menge Morphinum resorbirt wurde:

nicht umhin, die Quantität des in den Körper der Frau L. gelangten Morphinum oder Opium als eine solche zu betrachten, die den Tod herzubringen im Stande war, und hiemit die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des durch Morphinum oder Opium erfolgten Todes der Frau L. zuzugeben.

Die in Nr. 9. d. Bl. mehrfach erwähnte Mamsell S. erlebte den Ausgang des Processes, worin auch sie mit verwickelt war, nicht, sondern starb in O. an den Folgen ihrer Entbindung; L. wurde freigesprochen.

Die Ueberschwemmungen bei Oldenburg im Sommer 1861.

Der heftige und anhaltende Regen in den letzten Tagen des vorigen und dem ersten Drittel dieses Monats hat auch die Flussniederungen bei Oldenburg in einem solchen Grade überschwemmt, dass Wiesen und Gärten unter Wasser standen, welche sonst nur im Spätherbst oder



Frühjahr davon betroffen werden. Die übeln Folgen sind natürlich nicht ausgeblieben. Das Wasser stieg bis zum 12. Juli fortwährend und fiel darauf bei stets hohem Thermometer-Stande langsam. Sowohl das beim Beginn des Regens theils schon zum Einbringen fast fertige Heu, als das noch nicht gemähte Gras und die Gartenfrüchte gingen durch die Mitwirkung der Wärme rasch in Fäulniss über und erfüllten schon am 13. die Atmosphäre mit Gasen, die anfänglich im Geruch viel Aehnlichkeit mit denen hatten, welche sich beim Flachs-Rösten entwickeln. Das Wasser ward durch diesen Fäulnissprocess als Aufenthaltsort für Fische und Aale untauglich; dieselben krankten, schwammen nach Luft schnappend matt an der Oberfläche umher und starben endlich massenhaft. Die tödten Thiere bedeckten strichweise die Wiesen und trugen durch ihre Verwesung nicht wenig dazu bei, den übeln Geruch zu steigern und an manchen Orten fast unerträglich zu machen.

Einer interessanten Erscheinung, die sich beim Fallen des Wassers, also mit dem Bemerkbarwerden der Fäulniss auf dem Haarenfluss, dem Stadtgraben und an der Cäcilienbrücke zeigte, sei hier noch gedacht. Das Wasser war nämlich strichweise mit einer bläulichen, irisirenden Haut bedeckt, welche Manche für Fett hielten. Verfolgte man diese, langsam mit dem Strome forttreibende Haut bis zu einem Punkte, der ihr Fortschwimmen hinderte, so sah man, dass sie sich allmählig zusammenschob, mehr und mehr eine ockerartige Farbe annahm und so einen auf dem Wasser treibenden Schlamm bildete, von dem man leicht grosse Mengen sammeln konnte — Die chemische Analyse dieses Schlammes ergab, dass er sich unter schwachem Brausen, Entwicklung von Kohlensäure, leicht in Chlorwasserstoffsäure löste und aus kohlensaurem Eisenoxydul und Eisenoxydhydrat bestand. Alkalische Erden liessen sich nicht nachweisen. — Das klar filtrirte Wasser bewirkte sowohl mit Kaliumeisencyanür als auch mit Kaliumeisencyanid deutliche Niederschläge von Berlinerblau und ward durch Schwefelammonium stark schwarz gefärbt. Wir heben dieses besonders hervor, weil gleichzeitig geprüfetes Huntewasser, dem Flusse oberhalb der Mühlen entnommen, weder durch Kaliumeisencyanür noch durch Kaliumeisencyanid verändert ward, und nur durch Schwefelammonium geringe Spuren von Eisen erkennen liess. — Die Hunte hat bekanntlich in der Nähe der Stadt nur wenig Zufluss aus niedrig gelegenen Mooren.

Dieser bedeutende Eisengehalt der Haaren, des Stadtgrabens und des Wassers an der Cäcilienbrücke ist um so auffallender — und ist dieses der Grund der ausführlichen Besprechung — weil diese Wässer sonst nur geringe Spuren von Eisen enthalten und eine ähnliche Ab-

scheidung von kohlensaurem Eisenoxydul und Eisenoxydhydrat bei denselben bis dahin nicht beobachtet ward.

Die Quelle des Eisengehelttes im Wasser liegt unzweifelhaft in den Mooren und Sümpfen, welche die Haaren durchströmt und in dem Sumpfe, aus dem das Wasser an der Cäcilienbrücke gespeist wird. Es ist bekannt, dass namentlich in den Mooren und Sümpfen, durch welche die Haaren fließt, sich mehr oder minder mächtige Lager von Raseneisenstein*) befinden und dass man in jedem Sommer etwa $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde oberhalb Oldenburgs dieselben Erscheinungen des Abscheidens von kohlensaurem Eisenoxydul und Eisenoxydhydrat auf Gräben und Bächen findet; allein der grosse Gehalt an kohlensaurem Eisenoxydul in den erwähnten Wässern ist jedenfalls bemerkenswerth, und erklärt sich nur durch die bei der Fäulniss der Pflanzen und Thiere gebildete Kohlensäure, durch welche die in den Sümpfen u. s. w. vorhandenen Eisenverbindungen aufgelöst werden. Da bei den Ueberschwemmungen im Frühjahr und Spätherbst kein solcher Fäulnissprocess — oder doch nur in sehr geringem Grade — eintritt, so fehlt alsdann die nöthige Kohlensäure, um die Eisenverbindungen in solcher Menge auflösen zu können.

Die Entwicklung der übelriechenden Gase hält noch an und verpestet bei dem herrschenden Süd-West fortwährend die Luft in zweien der bevölkertsten Stadttheile. Ob dieselben der Gesundheit der Bewohner nachtheilig sein werden, muss die Folge lehren, bis jetzt — Juli 24. — ist der Gesundheitszustand unverändert und zwar ungewöhnlich günstig. Seit einigen Wochen hört man hin und wieder Klagen über die schlechte Beschaffenheit des Brunnenwassers. Auch steht zu befürchten, dass die Wiesen und Gärten, welche von dem eisenhaltigen Wasser überschwemmt waren, für längere Zeit in ihrer Ertragfähigkeit beeinträchtigt sein werden.

— n —

*) Raseneisenstein, Wiesenerz, Sumpferz, Morasterz wird das unter den Rasen der Wiesen und in Torfmooren vorkommende Eisenerz genannt, welches mehr oder weniger fest zusammenhängende, löcherige, erdige Massen bildet, die aus Eisenoxydhydrat und phosphorsaurem Eisenoxyd und beigemengtem kohlensaurem Kalk, Magnesia, Thon, Sand und organischen Substanzen (Humus) bestehen. Es bildet sich durch Einwirkung von Wasser, welches kohlensaures Eisenoxydul aufgelöst enthält, auf Pflanzen. (Graham — Otto Lehrb. d. Chem. Bd. 2. 2. p. 822).

Kaffee-Filtrir-Papier.

Während Professor Wicke in Göttingen in neuerer Zeit darauf hingewiesen, dass das im Handel vorkommende weisse Filtrir- oder Fliesspapier häufig Bleioxyd enthalte — eine für gerichtlich-chemische Untersuchungen äusserst wichtige Notiz —, machte Dr. Vohl in Bonn schon vor mehreren Jahren darauf aufmerksam, dass das gewöhnliche graue Fliess-Papier, welches in manchen Haushaltungen zum Filtriren des Kaffees und anderer Flüssigkeiten verwandt wird, oft Kupferoxyd und auch arsenige Säure enthält. Vohl untersuchte eine Papiersorte, welche im Bogen 1 Gran arseniger Säure enthielt. Seine Untersuchungen sind allmählig ins Publikum gedrungen und haben natürlich Besorgniss erregt. Manche Feinschmecker lassen ihren Kaffee jetzt auf andere Weise bereiten, während andere eine Probe ihres Papies vor dem Gebrauche einer chemischen Analyse unterwerfen lassen. — Wir haben mehrere Male das in hiesiger Gegend gebräuchliche dicke, graubräunliche, wollige und etwas brüchige Kaffee-Filtrir-Papier untersucht, aber bis dahin niemals metallische Gifte darin nachweisen können. Eine mikroskopische Untersuchung zeigte, dass dasselbe hauptsächlich aus Wollfasern bestand und nähere Erkundigungen ergaben, dass zu seiner Bereitung namentlich alte abgetragene wollene Strümpfe verwandt werden. —

Wir bezweifeln deshalb die Richtigkeit der Untersuchung des Dr. Vohl nicht im Mindesten. In einer Sorte grauen Löschpapiers, die sich nicht zum Filtriren eignete, haben wir grosse Mengen Kupferoxyd, aber keine arsenige Säure gefunden.

Das stetige Steigen der Preise für die Rohmaterialien zwingt die Fabrikanten möglichst viel altes Papier einzustampfen und so erklärt sich nach Vohl der Gehalt an Kupferoxyd und arseniger Säure leicht daraus, dass alte mit Schweinfurtergrün bedruckte Tapeten mit zu dessen Fabrikation verwandt wurden. Nach Professor Wicke erklärt sich der Bleioxydgehalt des weissen Fliesspapiers aus der Mitverwendung alter bleiweisshaltiger Papiere, welche bekanntlich zur Anfertigung der Visitenkarten u. s. w. dienen.

Oldenburg.

— n —

Personalien: Kreischirurg Dr. Wardenburg in Delmenhorst ist gestorben. — Pharmaceut Krebs hat die Verwaltung der Volkhausen'schen Apotheke in Elsfleth übernommen.

Redaction: Dr. C. Dugend. Dr. Müller. Dr. Tappehorn.
Schnellpressendruck von Büttner & Winter in Oldenburg.



CORRESPONDENZ - BLATT

für die

Ärzte und Apotheker

des

Grossherzogthums Oldenburg.

1861.

Nr. 19.

September 1.

Erscheint monatlich in $\frac{1}{2}$ —1 Bogen. Preis des Jahrganges 1 Thlr. incl. Postgebühr
Passende Beiträge beliebe man an die Redaction zu schicken.

Sieben Fälle von Luftröhrenschnitt.

Mitgetheilt von Oberarzt Dr. Müller.

I. H., ein blühender Knabe von $2\frac{3}{4}$ Jahren, dessen ältere Schwester eine Woche früher derselben Krankheit erlegen war, erkrankte am 15. Aug. 1858 unter den Erscheinungen eines Croups, welche in den nächsten Tagen so zu nehmen, dass am fünften Tage der Tod in sicherer Aussicht stand, falls die Tracheotomie ihn nicht abzuhalten vermochte. Auf Requisition des Herrn O.-St.-A. Dr. Goldschmidt verrichtete ich die Operation an demselben Nachmittage und bediente mich dabei des Pithaschen Tracheotoms. Es gelang zwar, die Luftwege damit zu öffnen, allein die Einführung der einfachen und engen Canüle wollte durchaus nicht gelingen, so dass ich genöthigt war nach Einführung eines stumpfen Hakens durch die gemachte Wunde letztere nachträglich mit dem Skalpell zu erweitern. Das unvermeidliche Einströmen von Blut in die Luftwege gab zu einer Bedenken erregenden Asphyxie Veranlassung, welche erst nach einer peinlich verlebten halben Stunde durch Besprengen mit kaltem Wasser, Kitzeln der Trachealschleimhaut mit einem Federbart etc. zu weichen anfang. Gleich darauf trank das Kind mit Behagen eine Tasse Milch und verfiel dann in einen Schlaf, aus welchem es durch eine aufs Neue eintretende Athemnoth geweckt wurde. Die an und für sich schon enge Canüle drohte nämlich sich durch antrocknenden Schleim zu verstopfen. Sie musste daher herausgenommen und gereinigt werden. Beim Wiedereinführen derselben aber trat, obwohl die Ränder der Trachea mit einer Pincette und einem kleinen Haken auseinander gehalten wurden, die ausgesprochenste Asphyxie ein, welche erst mit der Entfernung der

